

WOLFGANG HUBER

PREDIGT IM TRAUERGOTTESDIENST FÜR RAINER KOOPMANN

am 2. Juli 2020 in der St. Katharinenkirche in Brandenburg an der Havel

Ich lese Worte aus dem 19. Kapitel des Hiobbuchs: *Ich weiß, dass mein Erlöser lebt, und als der Letzte wird er über dem Staub sich erheben. Nachdem meine Haut noch so zerschlagen ist, werde ich doch ohne mein Fleisch Gott sehen. Ich selbst werde ihn sehen, meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder. Danach sehnt sich mein Herz in meiner Brust.*

(Hiob 19, 25-27)

Liebe Trauergemeinde

Die Sehnsucht Hiobs wollen wir uns an diesem Tag zu eigen machen: im Angesicht des Todes Gott zu schauen. Die Gewissheit Hiobs wollen wir uns an diesem Tag zusagen lassen, dass ein Mensch, am Ende seines Lebens körperlich geschlagen und dahingeschwunden, Gott sehen wird. Diese Zuversicht leitet uns an diesem Tag, an dem der Tod uns so nahe ist, weil wir von Rainer Koopmann Abschied nehmen und ihn ins Grab legen. Seiner Familie wollen wir den Geist Hiobs nahe bringen, der das Vertrauen auf Gott nicht anderen überließ, sondern sich selbst daran hielt: *Ich weiß, dass mein Erlöser lebt.* Ihr, die Söhne Malte und Helge, Eure Frauen und Kinder können diese Zuversicht aus dem heutigen Tag mitnehmen und wir alle in dieser großen Trauergemeinde mit Euch.

An Hiobs Glaubensgewissheit wollen wir uns ein Beispiel nehmen, weil sie aus der Tiefe kommt. Sie kommt von einem, der selbst in den Abgrund des Todes geschaut hat. *Mein Geist ist zerbrochen, meine Tage sind ausgelöscht, das Grab ist da.* So sagt Hiob von sich. So spricht einer, der nicht mehr viel auf das Leben geben kann. Doch den falschen Tröstungen der Freunde liefert er sich nicht aus. Auch der Verführung dazu, alle Hoffnung fahren zu lassen, leistet er Widerstand. Obwohl er Gottes Wege mit ihm weder verstehen noch nachvollziehen kann, hält er an der Gewissheit fest, dass auch über einem geprüften und geplagten Leben der Stern der Erlösung steht und ihm die Richtung weist – die Richtung dorthin, wo er Gott sehen kann. Obwohl Hiob tiefer zu fallen meint, als je ein Mensch fallen musste, weiß er doch, dass er nicht tiefer fallen kann als in Gottes Hand.

Ich weiß, dass mein Erlöser lebt. Wir Christen glauben, dass Jesus Christus unser Fürsprecher im Tod und über den Tod hinaus ist. Er war Hiob vergleichbar, er wurde gepeinigt und misshandelt, er war der Bosheit der Menschen ebenso ausgeliefert wie der Marter des Kreuzes. Doch gerade sein Tod ist nicht das Ende, sondern ein Beginn – für ihn wie für uns. Deshalb wollen wir heute auf den Beginn und den Weg des Lebens schauen, das wir unter der Gewissheit betrachten, dass unser Erlöser lebt.

Rainer Koopmann wurde diese Gewissheit schon im Elternhaus mitgegeben. Als Sohn eines Reichsbahnarbeiters und seiner frommen Ehefrau kam er in Oranienburg am 15. September 1935 zur Welt, noch in den Anfangsjahren des Naziregimes, im sich stürmisch ausbreitenden Antisemitismus und der immer offenkundiger werdenden Vorbereitung eines neuen Weltkriegs.

Dessen Verlauf erlebte er als Kind, den Übergang zur Gründung der DDR mit dem wachen Bewusstsein eines Jugendlichen. Die kirchliche Verwurzelung seiner Mutter als Kirchenälteste in der Reformierten Gemeinde Hohenbruch machte ihn gegen die SED-Ideologie immun. Der Beruf des Vaters verhalf ihm zum Status des Arbeiterkindes; das bewahrte ihn davor, als christlicher Schüler wie sein Freund Henning Brekenfeld des Gymnasiums verwiesen zu werden. Der Siebzehn- oder Achtzehnjährige offenbarte das Dilemma, in dem er wie viele andere einen eigenen Weg finden musste, in einer handschriftlichen Erklärung aus dem Jahr 1953: „Hiermit erkläre ich, dass ich als konfirmierter evangelischer Christ meiner Kirche und ihrem Herrn gewillt bin, die Treue zu halten, aber nichts gegen die Regierung der DDR oder deren Gesetze tun will und auch zu keiner nicht zugelassenen Organisation gehöre. Rainer Koopmann.“

Die Treue zur Kirche und ihrem Herrn zeigte sich in seiner Berufswahl: Er wandte sich dem Studium der Theologie zu und stellte sich auf das Pfarramt ein. Wann genau er begann, Albert Schweitzer, den Theologen und Arzt, als seinem Leitbild zu folgen, steht nicht eindeutig fest. Doch dessen Bildnis hing lange in seinem Amtszimmer. Auch die frühe und feste Bindung an seine Frau Margot, die mit 23 Jahren fertig ausgebildete Ärztin im staatlichen Gesundheitsdienst war, wird das Ihre zu einer ganz an Albert Schweitzer orientierten Entscheidung beigetragen haben: Rainer Koopmann entschloss sich dazu, während seines Vikariats zusätzlich Medizin zu studieren. Da ihn die Humboldt-Universität dafür nicht zuließ, wick er zur Freien Universität in Berlin aus. Er verband ein Vikariat im Berliner Elisabeth-Krankenhaus mit der

ersten Etappe des Medizinstudiums, die er pünktlich mit dem Vorphysikum abschloss. Zugleich plante er eine theologische Doktorarbeit, in der das doppelte Interesse für Theologie und Medizin seinen Ausdruck finden sollte. Unter den pastoralen Aufgaben stand für ihn die Krankenseelsorge an erster Stelle – eine Aufgabe, die gerade heute, in Zeiten der Corona-Krise, wieder neue Aufmerksamkeit findet. Die Hinwendung zur Medizin verband sich darüber hinaus mit einem großen Zukunftsplan: Das Ehepaar Koopmann hoffte auf eine Möglichkeit, wie Albert Schweitzer in die äußere Mission zu gehen und den Einsatz für die Kranken mit der Verkündigung des Evangeliums zu verbinden.

Welch ein großer Plan! Die politische Entwicklung machte daraus einen bloßen Traum. Der Bau der Berliner Mauer am 13. August 1961 setzte dem Studium an der Freien Universität in Berlin ein Ende. Das seit einem Jahr verheiratete Paar beschloss, in der DDR zu bleiben und dokumentierte seine Entschlossenheit durch den Wunsch nach einem ersten Kind: Der Sohn Malte kam als „Trotzkind“ zehn Monate nach dem Bau der Mauer zur Welt, sein Bruder Helge folgte sieben Jahre später.

Auf die Sehnsucht nach der Ferne folgte der Einsatz in der Nähe: An das Vikariatsjahr im Berliner Krankenhaus schloss sich ein weiteres Jahr im eigenen Geburtsort Oranienburg an, wo ihn schon die Jugendarbeit von Hartmut Grüber und mit Udo Semper geprägt hatte. Sein Mentor im Vikariat war Pfarrer Werner Scheidacker; folgenreich war insbesondere dessen Forderung, Predigten stets auswendig vorzutragen.

Die Bewährungsprobe dafür wurde der Entsendungsdienst in Templin, der 1965 in die erste Pfarrstelle überging. Auf Grund der

ärztlichen Tätigkeit seiner Frau blieb die Familie in Zehdenick wohnen. So manches Mal musste der ältere Sohn mit dem Vater im dienstlichen Moskwitsch zu den Gottesdiensten fahren – bisweilen an ein und demselben Sonntag in allen sechs Dörfern, für die Rainer Koopmann verantwortlich war. Einen Teil dieser Gottesdienste durfte der Sohn im Auto absitzen; kein Wunder, dass er sich für die Idee begeisterte, selbst Autos zu bauen. Dabei blieb es jedoch nicht.

Von Templin, der ersten Pfarrstelle, führte der Weg direkt nach Brandenburg in die Pfarrstelle hier an St. Katharinen, die mit dem Amt des Superintendenten für den Kirchenkreis Brandenburg an der Havel verbunden war. 21 Jahre lang, von 1976 bis 1997 hat er diese Aufgabe wahrgenommen; er blieb bis zum Ende seines Lebens ein Brandenburger. Er war, wie ein Weggefährte mir sagte, ein besonnener, auf Frieden bedachter Mensch und darin wohltuend als Superintendent. Er leitete den Kirchenkreis während der aufregenden Zeit der friedlichen Revolution und der deutschen Einigung. Manche waren drängender als er; er gehörte eher zu denen, die die Menschen zusammenhalten und vor Unglück bewahren wollten. Und jeder von uns wird zugeben, dass in den Jahren 1989/90 mehr wahr wurde, als wir zu hoffen und zu erbitten gewagt hatten.

Den großen Aufgaben nach der Wende hat er sich mit Ausdauer gestellt. Während einer Vakanz nahm er stellvertretend das Amt des Generalsuperintendenten wahr. In dieser Zeit konnte ich ihn regelmäßig in der Kirchenleitung erleben: wach beobachtend und immer zur Stelle, wenn es darum ging, die Situation der Gemeinden zu verdeutlichen und die richtigen Wege zu ihrer Unterstützung aufzuzeigen. Als Pfarrer an Katharinen lag ihm auch

der Brandenburger Dom am Herzen. Mir als Dechant des Domstifts war Rainer Koopmann Rat stets besonders wichtig – im Blick auf die Einfügung des Doms in das kirchliche Leben der Stadt Brandenburg ebenso wie im Blick auf die enormen Herausforderungen, mit denen wir im „Dom in Not“, wie der Alarmruf hieß, konfrontiert waren. Im Jahr 1987 schlug das Domkapitel deshalb die Ernennung des Brandenburger Superintendenten zum residierenden Domherrn vor. Rainer Koopmann ist dieser Aufgabe in einer ungewöhnlichen Verbindung von Klarheit und Freundlichkeit gerecht geworden. Er hat auch wichtige Verbindungen zu weiteren Förderern des Doms hergestellt. Das Domstift Brandenburg ist ihm zu bleibendem Dank verpflichtet.

Auf ärztlichen Rat predigte er im Ruhestand nicht mehr. Aber seiner Ordinationsverpflichtung kam er weiter nach. Übernommenen Aufgaben, besonders in der Katharinengemeinde, blieb er ausdauernd treu; und er blieb ein verlässlicher Freund. In seiner Jugend hatte er gegenüber der staatlichen Obrigkeit erklärt, er sei gewillt, seiner Kirche und ihrem Herrn die Treue zu halten. Das hat er zeitlebens getan. Und er wusste warum; er vertraute auf den Herrn der Kirche: *Ich weiß, dass mein Erlöser lebt, und als der Letzte wird er über dem Staub sich erheben. Nachdem meine Haut noch so zerschlagen ist, werde ich doch ohne mein Fleisch Gott sehen. Ich selbst werde ihn sehen, meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder. Danach sehnt sich mein Herz in meiner Brust.*

Schon Hiob, der Dulder, spricht aus, dass die erhoffte Auferstehung uns Menschen anders antreffen wird als in unserem irdischen, vergänglichen Leib: nicht verweslich, sondern

unverweslich, nicht in Niedrigkeit, sondern in Herrlichkeit, nicht in Armseligkeit, sondern in Kraft. So hat, ganz auf der Linie Hiobs, der Apostel Paulus die Hoffnung beschrieben, die über unseren Tod hinausweist. Diese Hoffnung trägt und ermutigt. Wer sich an Jesus Christus hält, den Hiob des christlichen Glaubens, der weiß: Der Tod ist ein Durchgang zur Gemeinschaft mit Gott, die über unseren Tod hinausreicht. Wie das geschieht, übersteigt unsere Vorstellungskraft. Rainer Koopmann hat an diesen Neubeginn elementar geglaubt. Ihm war gewiss, er werde seine Frau wiedersehen, mit der er 58 Jahre verheiratet war und die er in den fünf letzten Jahren ihres Lebens aufopferungsvoll pflegte. Zwei Jahre ist sie ihm im Tod vorausgegangen; und er starb in der Gewissheit, er werde sie wiedersehen. Das kann auch uns trösten. Wir hofften, ihn länger unter uns zu haben. Aber wir geben ihn nun getrost in Gottes Hand und verbinden uns mit ihm in dem Vertrauen: *Ich weiß, dass mein Erlöser lebt. Amen.*